

Von Fraufragen, Parteifrauen und den männlichen Mühlen schweizerischer Politik

Autor(en): **Michel-Alder, Elisabeth**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **SVPW-Jahrbuch = Annuaire ASSP**

Band (Jahr): **26 (1986)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-172511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Elisabeth Michel-Alder

Von Fraufrauen, Parteifrauen und den männlichen Mühlen schweizerischer Politik

Die Neue Frauenbewegung geht auf den gesellschaftlichen Aufbruch der späten sechziger Jahre zurück und hat von anfang an die Politik mit andern Themen herausgefordert als die traditionellen Kämpferinnen um gleiche Rechte. Die erste Generation der politischen Mandatsträgerinnen kam nicht aus den Reihen der Feministinnen; sie sind primär Parteifrauen, die ihren männlichen Kollegen vielleicht hie und da die Gefolgschaft verweigern, oft unter Unverständnis leiden (besonders in den bürgerlichen Parteien), im wesentlichen aber überzeugt sind, dass mit dem Handwerkszeug der etablierten Politik einiges für die Sache der Frau zu erreichen ist. Die Feministinnen – anfangs der siebziger Jahre noch auf Distanz zur institutionellen Politik bedacht – engagieren sich zum Teil in Linksparteien (vor allem der POCH), zum Teil pflegen sie neue Formen des politischen Diskurses in weiblichen «Nischen». Es gibt Kontakte zwischen Bewegungsfrauen und Parteifrauen aus der Einsicht heraus, dass Verbesserungen in der «condition féminine en Suisse» nur erreicht werden, wenn die feministische Avantgarde das Terrain vorbereitet, auf dem die Mandatsträgerinnen dann kleine Schritte tun können.

Le nouveau mouvement féministe prend de l'ampleur vers la fin des années soixante. D'emblée, il lance dans l'arène politique d'autres sujets que ceux chers aux féministes traditionnelles engagées dans la lutte pour l'égalité des droits. La première génération des femmes mandataires politiques ne s'est pas recrutée dans les rangs du nouveau mouvement féministe. Ce sont des femmes membres des partis politiques, qui, refusent de temps à autre de suivre la ligne de leurs collègues masculins et souffrent souvent d'incompréhension de leur part, notamment dans les partis bourgeois. Toutefois, elles restent convaincues qu'elles peuvent faire progresser la cause des femmes par le moyen de la politique institutionnelle. Les féministes qui, au début des années septante, se tenaient à distance de cette politique, d'une part s'engagent dans des partis de gauche (tout spécialement les POCH), et d'autre part cultivent le discours dans des lieux réservés. Il existe des contacts entre les nouveaux féministes et les femmes qui luttent au sein des partis. Ils sont le résultat de premières expériences: en Suisse, l'avantgarde féministe prépare le terrain et permet ainsi au mandataires femmes d'améliorer la condition féminine par petits pas.

Zur Feier des Tages delegierte der Tages-Anzeiger seine Moderedaktorin nach Bern. Sie schrieb am 30. November 1971 in der Zeitung: «Wer geglaubt hatte, die neugewählten Nationalrätinnen würden, was die Kleidung betrifft, Farbe und frischen Wind ins Parlament bringen, sah sich enttäuscht. . . Rot leuchteten lediglich die drei Nelken und die Rose, die das Pult der Damen als Premierengabe schmückten. Denn die Nationalrätinnen haben offensichtlich die Parole ihrer Kollegen in bezug auf die Anlage übernommen, die da lautet: dunkel und konventionell.»

Unter dem Text ein Föteli. Es zeigt, wie Regierungsrat Hans Künzi seiner Partei- und Ratskollegin Martha Ribi ein Röslein in die Hand drückt.

Zehn Nationalrätinnen und eine Ständerätin bildeten die weibliche «Pioniergeneration» im Bundeshaus, von der – je nach Optik – lila Wunder erwartet oder befürchtet wurden. Was haben die letzten fünfzehn Jahre weiblichen Engagements in der institutionellen Politik den Frauen tatsächlich gebracht? Hat sich der Einsatz gelohnt? Haben die Frauen durch eine andere Art, Probleme zu sehen und zu lösen, den Politstil verändert? «Das öffentliche Leben in der Schweiz ist nicht mehr wie 1970», ist allenthalben zu hören. Über das Ausmass der Neuerungen gehen die Meinungen allerdings weit auseinander. «Handfest belegt ist zumindest, dass die Abstimmung über das neue Eherecht nur dank 61 Prozent weiblicher gegenüber 48 Prozent männlicher Jastimmen ein positives Resultat gezeigt hat», hält René Levy fest. «Ich fühle mich als Staatsbürgerin voll akzeptiert und in öffentlichen Belangen mitverantwortlich», meint eine Innerschweizerin und fügt bei: «Es ist ein fundamentales Umdenken spürbar, auch in den konservativen Ecken unseres Landes. Selbst wo noch alle politischen Ämter fest in männlicher Hand sind, herrscht das Bewusstsein, dass es sich um einen zu korrigierenden Mangel handelt.»

3828 gewählte Politikerinnen

Derzeit sitzen 24 Frauen in den eidgenössischen Räten, dazu kommt Elisabeth Kopp-Iklé in der Exekutive. In den ausserparlamentarischen Expertenkommissionen des Bundes, die als wichtige Weichensteller gelten, machte der Frauenanteil anfangs der achtziger Jahre, als *Andreas Frutiger* und *Raimund Germann* diese Gremien unter die Lupe nahmen, sechs Prozent aus. (Vereinzelte sassen schon vor 1971 Frauen in solchen Kommissionen.) *Claude Longchamps* hat eruiert, dass derzeit 34 Prozent der stimmberechtigten Männer und 28 Prozent der Frauen regelmässig ihre Meinung in den Urnen deponieren. Seit 1977 weist er ein behutsames Wachstum der weiblichen Beteiligung nach. Wenn es um Fragen der «Lebensqualität» geht – Verkehr, Energie, Konsumentenfragen, Zivildienst usw. – entscheiden gemäss Longchamps die Bürgerinnen progressiver als die Bürger.

Ende 1985 zählte *Thanh-Huyen Ballmer-Cao* in den 3029 Schweizer Gemeinden, 26 Kantonen und auf Bundesebene total 3828 Mandatsträgerinnen. Gewählte Richterinnen und Expertinnen sind dabei nicht berücksichtigt. In

Gemeinden und Städten arbeiteten 2478 Frauen im Parlament und 982 in der Exekutive mit. Leichter erreichbar für Kandidatinnen sind die Gremien auf kantonaler Ebene: 342 Politikerinnen belegten Sitze. Die Zürcherin Hedi Lang war damals die einzige Exekutivfrau in einem Schweizer Kanton; mittlerweile hat sie in Bern mit Leni Robert-Bächtold eine Kollegin erhalten.

Noch sind erst für 13 Kantone Angaben über prozentuale Anteile der mit parlamentarischen Würden versehenen Politfrauen verfügbar. In Genf sind es 24,3 Prozent auf kantonaler und 18,7 Prozent auf Gemeindeebene; im Tessin 10,5 respektive 14,6 Prozent; in Zürich 14,4 und 8,7 Prozent; im Thurgau 9,6 und 3,4 Prozent; in Nidwalden 6,7 und 4,3 Prozent. Wie es die alte These vom liberaleren Klima erwarten lässt, räumen die städtischen und französischsprachigen Wähler den Frauen grössere Chancen ein.

Wer darf sich das Verdienst um diese Fortschritte ins Körbchen legen? Die beharrlichen Kämpferinnen für Frauenrechte, die seit anfangs Jahrhundert ihr Unbehagen am reinen Männerstaat kundtaten? Die sogenannte Neue Frauenbewegung? Die Wirtschaft, die – anfangs der siebziger Jahre auf der Suche nach Arbeitskräften – das Frauenpotential hinter dem Herd hervorlockte? Der Zeitgeist?

Aufbruch und Suche nach gesellschaftlicher Erneuerung

In den späten sechziger Jahren hat die in allen westlichen Industrieländern spürbare politische Unruhe auch in den Köpfen junger Schweizer gezündet. Die antiautoritäre Bewegung kritisierte irrationale Hierarchien in Schulen, Familie, Heimen, im Wissenschaftsbetrieb und an den Arbeitsplätzen. Die sogenannten Etablierten gerieten mit ihren Methoden, den Karren zu ziehen, ins Schussfeld; repressive Mechanismen gegenüber sozial Schwächeren und Andersdenkenden wurden entlarvt, ausbeuterische Praktiken in der internationalen Politik scharf verurteilt. Der Aufbruch fand nicht bloss in männlichen Köpfen statt. Auch Frauen, meist noch im Ausbildungsprozess steckend und mit der Vorbereitung auf einen angemessenen Platz in der Arbeitswelt befasst, verschlangen gesellschaftskritische Aufsätze und Bücher. Sie liessen sich in Studentenräte wählen, malten Wandzeitungen und mischten sich ganz selbstverständlich in die Reihen aufmüpfischer Männer. Die kritisch politisierten jungen Frauen lernten, den eigenen Augen zu trauen und spürten die Bedeutung von Schlagwörtern wie «Selbstbestimmung» auch für ihre eigene Alltagssituation. Sie analysierten einerseits den wirtschaftlichen Neokolonialismus in der Dritten Welt, andererseits fühlten sie sich in ihren Partnerschaften, in der Öffentlichkeit, gegenüber Experten und in der Arbeitswelt selbst als Neger. Symptomatisch für solche Erfahrungen scheint mir die Tatsache, dass um 1968 in Zürich bloss eine Handvoll Gynäkologen bereit waren, unverheirateten Frauen Rezepte für die Pille auszuhändigen. Patriarchalisch geprägte Mediziner massten sich an, für ihre «Patientinnen» über Geburtenregelungsmethoden zu entscheiden. Grund genug für die organisierte Studen-

tenschaft, ein Verzeichnis mit Adressen liberaler Ärzte und Ärztinnen zu drucken.

1968 gründeten ein paar rebellische Frauen die Zürcher FBB, die Frauen-Befreiungs-Bewegung, deren Nachfolgeorganisationen bis heute existieren. Ganz am Nullpunkt mussten sie mit ihrer Gedankenarbeit nicht anfangen. Es gab Simone de Beauvoirs Bücher; vor allem aber hatten sie noch den Wirbel in Erinnerung, den die Baslerin *Iris von Roten* mit ihrem Buch «Frauen im Laufgitter» 1958 ausgelöst hatte. Ohne «Flankenschutz» durch Bewegungen und Organisationen hatte diese Autorin deutsch und deutlich formuliert, was sie vom «Apparat der Männerherrschaft» dachte: «Dieser funktioniert nun wie die meisten Herrschaftsapparate, so einsichtig und wohlmeinend ein Teil ihrer Träger auch sein mag, mit der Brutalität eines Mechanismus und verfolgt die Interessen seiner Herrschaft borniert und unverschämt» (Vorwort). Iris von Roten blieb eine Einzelpersone – sie hat auch gegenüber der Neuen Frauenbewegung stets Distanz gehalten. Für die traditionellen Frauenvereinigungen, die unter dem grossen Dach des Bundes Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF) vereinigt sind, waren ihre Töne viel zu schrill. Die konfessionellen, wohltätigen, berufsständischen (Landfrauen!) Gruppierungen, die Frauenzentralen und Konsumentinnenforen im BSF kümmerten sich um die Einführung des Stimm- und Wahlrechts. Gleichzeitig, aber auf ganz anderem Boden und mit anderen Hypothesen untersuchten die neu bewegten Frauen Mechanismen, die jenseits formaler Rechte weibliche Entfaltung bremsen oder verhindern. Ausgehend von eigenen Erfahrungen und Lebenszusammenhängen, machten die Feministinnen früher tabuisiertes Privatleben zum politischen Thema. Sie nahmen Erziehungspraktiken und «heimliche» Lehrpläne, unterdrückte Sexualität (damit Schwangerschaftsabbruch und Gewalt gegen Frauen), die gängige Arbeitsteilung zwischen Hausfrauen/Müttern und Familienvorständen/Berufsmännern aufs Korn und versuchten, ihr Frausein neu zu definieren. Ohne Verzicht auf ihre weibliche Haut strebten sie nach ausserhäuslichen Tätigkeiten. Sie nahmen sich vor, die von Männerideen geprägten Institutionen wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Medien, Gesundheitswesen usw. aufzubrechen oder wenigstens zu verflüssigen. Als Ziel ihrer Aktivität sahen die Feministinnen, «die Nachteile zu beseitigen, unter denen Menschen zu leiden haben, weil sie Frauen sind» (*Janet Radcliffe Richards*). Für diesen Einsatz sind sie nicht bereit, jeden Preis zu zahlen; die Theologin Dorothee Sölle formuliert es so: «Wir wollen nicht / so werden wie die männer / in unserer gesellschaft / verkrüppelte wesen / unter dem leistungsdruck / emotional verarmt / zu bürokraten versachlicht / zu spezialisten verzweckt / zum karrieremachen verdammt // Wir wollen nicht / lernen was männer können / herrschen und kommandieren / bedient werden und erobern / jagen erbeuten unterwerfen.»

Hierarchische Vereinsstrukturen zu entwickeln, entsprach in keinem Fall diesen Absichten. So schufen die neuen Bewegungsfrauen – die auch Zuzug aus andern Altersgruppen fanden – eigene Treffpunkte und Zentren, arbeiteten in Gruppen, an einzelnen Projekten und Aktionen, lösten die Kreise wie-

der auf, setzten aktuellere Schwerpunkte, organisierten da eine Demo und dort ein Strassentheater und nahmen das Kommen und Gehen der Mitmacherrinnen gelassen in Kauf. FBB's (oder MLF's, Mouvements pour la Libération des Femmes, wie sie im Welschland hiessen) blühten, kriselten und reiften in verschiedenen Schweizer Städten in den siebziger Jahren in recht unterschiedlicher Weise und zeitigten mancherlei Früchte. Heute selbstverständliche Errungenschaften wie Frauenberatungsstellen, Ambulatorien, Frauenhäuser, Frauenbuchläden, Frauenbeizen, Frauenzeitungen, Musikgruppen und -foren, Frauenbibliotheken, Frauenvelowerkstätten usw. gehen auf Initiativen aus dem Kreis der Neuen Frauenbewegung zurück.

Hie und da gelang im Rahmen solcher Projekte eine Allianz mit traditionellen Frauenorganisationen – etwa beim Einrichten von Häusern für geschlagene Frauen. Zusammenarbeit war am ehesten möglich, wenn sozial/karitative Momente so sehr im Vordergrund standen, dass das feministische, auf Veränderungen im Zusammenleben zwischen den Geschlechtern zielende, Engagement zweitrangig wurde. Denn ihre herkömmlichen Welt- und Wertvorstellungen wollten sich die meisten bereits organisierten Frauen, selbst wenn sie schon vor 1968 über ihre gesellschaftliche Stellung unzufrieden waren und neue Rechte forderten, nicht vermiesen lassen. Die neuen Bewegungsfrauen schienen ihnen zu extrem und verdächtig «links».

Mandate für die Regelgemässen

Zu Berührungen zwischen Kämpferinnen gegen rechtliche Benachteiligung und mehr oder weniger dezidierten Feministinnen ist es immer wieder gekommen; Zweckbündnisse wurden von keiner Seite grundsätzlich ausgeschlossen. 1970, im Vorfeld der letzten eidgenössischen Abstimmung über das Frauenstimmrecht, suchten profilierte Frauenrechtlerinnen der heutigen Grossmuttergeneration zum Beispiel die Mitarbeit der politisch interessierten Studentinnen. Regula Pestalozzi, freisinnige Rechtsanwältin und späteres Mitglied des Zürcher Stadtrats, präsidierte damals den BSF, das grosse Frauensammelbecken mit heute schätzungsweise 450 000 Mitgliedern. Sie und die Juristin Hulda Authenrieth-Gander (auch FDP), damals Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale und Kirchenrätin, luden in den alkoholfreien «Seidenhof» ein und referierten über geplante Aktionen. Unter anderem sollten bedruckte Ballone fliegen. Die initiativen weiblichen Autoritäten ernteten respektvolle Gefühle. Zugleich aber auch Protest gegenüber ihrem Bitten um Jastimmen mit dem Slogan «Den Frauen zuliebe ein männliches Ja». Die Achtundsechzigerinnen lebten in einer anderen Ideenwelt als die systemerprobten Pragmatikerinnen. Jenen schien die Zeit des Argumentierens über Stimmrechtsfragen längst vorbei. Allenfalls waren ihnen die Männer eine Rechtfertigung schuldig fürs jahrzehntelange Vorenthalten eines legitimen Anspruchs aller Mündigen.

Viele der ersten elf Parlamentarierinnen hatten sich in der traditionellen Frauenarbeit (viele im BSF) einen Namen geschaffen – vielleicht mit Ausnahme der Walliser Sozialdemokratin Gabrielle Nanchen. Frauen mit moderaten Ideen bezüglich Frauenfragen. «Wir wollten uns bewähren, ins politische Leben integrieren und Schritt für Schritt in den Gesetzen Korrekturen zugunsten der Frauen anbringen. Wir hatten keine Strategien in petto, um die weiblichen Kräfte geschickt zu bündeln und durchaus keinen klaren Plan, den politischen Stil zu verändern», schildert die Genfer Liberale Monique Bauer-Lagier ihren Eintritt in die eidgenössische Politik. Hedi Lang, Pionierin im Nationalrat und heute Zürcher Regierungsrätin, formuliert ähnliche Erinnerungen: «Ich blickte schon auf 15 Jahre Erfahrung als SP-Genossin zurück, als wir endlich wählbar wurden. Auch von meinem Mann, selbst Kantons- und Nationalrat, hatte ich die Möglichkeiten der Politik realistisch einschätzen gelernt. Mir geht es um alle Menschen, um Benachteiligte vor allem; ich bin in erster Linie in Wolle gefärbte Sozialdemokratin. Aber innerhalb dieser Politik hatte ich für die Frauen stets ein besonderes Augenmerk. Mein erstes Votum am ersten Tag der zweiten Session bezog sich auf Heiratszulagen für Beamtinnen. Vorher hatte nur der männliche Staatsdiener Anspruch auf diese Zulage. Das ist nur ein kleiner Beitrag zur Korrektur alter Diskriminierungen, aber für mich eine gute Erinnerung. Ich habe mich auch unentwegt für die Besserstellung der Frauen in der Sozialversicherung eingesetzt, leider nur mit bescheidenem Erfolg. Das Kostenargument war da letztlich stets wichtiger als die Idee der Gleichberechtigung.»

Bei den Sozialdemokraten hat die Partizipation der Frauen eine lange Tradition. Seit 1919 nimmt die Partei weibliche Mitglieder auf. Hedi Lang hatte nie den Eindruck, bei den Genossen als Frau weniger ernst genommen zu sein als ein Mann. Ob das an ihrer mütterlichen Ausstrahlung liegt? Mit Angriffen und Intrigen müssen auch einzelne SP-Frauen fertigwerden. Doch die Aargauer Nationalrätin Ursula Mauch, ein ganz anderer Frauentyp, bestätigt Hedi Langs Erfahrung. Der Basler alt Nationalrat Andreas Gerwig liefert dazu eine Erklärung: «Die linken Parteien sind offener, weil sie selbst an den Rand gedrückt werden; sie sind mit Diskriminierungsmechanismen vertraut und solidarisieren sich deshalb quasi automatisch mit Minoritäten, also auch mit den Frauen.» Das mag für die «aufgeklärten» Wortführer gelten. Alte Zeitungsberichte dokumentieren aber gewerkschaftliche Streichparolen im Zusammenhang mit Frauenkandidaturen. Hedi Lang streitet das für die siebziger Jahre nicht ab, wirbt aber umgehend um Verständnis: «Die einfachen Arbeiter werden von oben gedrückt und diesen Druck geben sie halt irgendwie weiter – leider meistens an Frauen.»

Für politisch wache Frauen ist die SP recht attraktiv; nach Auskunft des Parteisekretariats ist ein Drittel der Mitglieder weiblichen Geschlechts. Am Parteitag vom Juni 1986 wurde ohne Gegenstimme beschlossen, dafür zu sorgen, dass künftig mindestens jeder dritte Platz in Parteileitungsorganen und Kommissionen auf Bundesebene von Frauen besetzt wird. Doch die weibliche Präsenz in der Partei macht sie für Wählerinnen keineswegs glaubwürdiger.

Claude Longchamps hat ermittelt, dass 1983 die SP-Nationalräte im Schnitt bloss mit 40 Prozent Frauenstimmen unterstützt wurden – übers ganze Parteienspektrum gesehen trugen die Bürgerinnen mit einem 44-Prozent-Anteil zum Erfolg der Gewählten bei. Wenn die SP immer wieder klagt über ihre Schwierigkeit, das Wählerpotential für den Marsch an die Urnen zu bewegen, trifft das selbstverständlich auch auf die weiblichen Stimmberechtigten zu; auch sie lassen den Staat eben Staat sein.

Die bürgerlichen Parteien tun sich mit dem weiblichen Element schwerer, obschon kaum je eine radikale Feministin an eine ihrer Türen klopft. Die «Schweizerische Vereinigung der Freisinnig-Demokratischen Frauen» wurde 1949 gegründet; Parteisekretär Christian Beusch schätzt den weiblichen Anteil in der FDP gesamtschweizerisch auf vielleicht 30 Prozent. Das CVP-Sekretariat in Bern (Andrea von Allmen) nimmt an, dass bloss jedes 20. Parteimitglied eine Frau ist. Die Arbeitsgemeinschaft der CVP-Frauen existiert erst seit 1974, trifft sich halbjährlich und verfügt – im Gegensatz etwa zu den Sozialdemokratinnen – über kein eigenes Mitteilungsblatt. Die SVP-Frauenkonferenz wurde 1971 gegründet. Hinter diesen Fakten stecken gesellschaftliche Leitbilder und Normen: Konservative Kreise leben und propagieren Weiblichkeitskonzepte, die den Frauen das Häusliche, Private, Gemütvolle und nicht öffentliche Auftritte, Aktenberge, Kämpfe und Debatten über Gesetze zuteilen. Soziale Veränderungen – und dazu gehört die Neudefinition weiblicher Lebensmuster – sind den konservativen Teilen der Bevölkerung nun mal suspekt. Für Fraufragen (die nicht nur für sich selbst, sondern generell für die Sache der Frauen und das erst noch in weiblicher Manier eintreten) hinderlich ist überdies das bürgerliche Politikverständnis. Hedi Lang formuliert das so: «Der SP geht es um Ideale, um Gerechtigkeit, um den Menschen. Die bürgerliche Politik dagegen ist auf materielle Ziele ausgerichtet; sie konzentriert sich auf wirtschaftliche Interessenvertretung. Mich erstaunt deshalb nicht, wenn Frauen wie Monique Bauer mit ihrer Art zu empfinden und Zusammenhänge zwischen Alltagsleben und ‹hoher› Politik zu sehen, in den eigenen Reihen Steine in den Weg gelegt werden.»

Die Politmaschinerie weckt weibliches Bewusstsein

Die Genfer Ständerätin nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn sie über ihre Erfahrungen als Parteifrau berichtet. Sie bedauert nachdrücklich, dass unter den gewählten Parlamentarierinnen die Zahl der «bürgerlich» politisierenden rückläufig ist, aber sie begreift den Mangel an Engagement, seit sie – verstärkt durchs Mitmachen in den Institutionen – ein feministisches Bewusstsein entwickelt hat. «Unsere politische Landschaft ist von und für Männer geschaffen. Aber diese männerdominierte Gesellschaft ist destruktiv, ja todessüchtig. Denken sie nur am Umweltzerstörung und Rüstungspotentiale! Ich erachte es als Aufgabe der Frauen, hier eine Wende herbeizuführen. Weibliche Werte wie Mitgefühl, Gemeinschaftsdenken, ganzheitliches Erfassen von Lebenszusammenhängen ergänzen die männlichen Prinzipien von Hierar-

chie, Konkurrenz und Spezialisierung. Soll unsere Welt eine Zukunft haben, müssen beide Wertsysteme in der Politik gleichrangig zur Geltung kommen.» Die verhalten argumentierende Ständerätin verleugnet nicht, dass es leider Frauen gibt, die, «um anerkannt zu werden, die Männer imitieren, sich ihnen anpassen, ja die Politmänner manchmal übertreffen».

Aber alle andern, die diese Art selbstverleugnender Vereinnahmung ablehnen (wie sie selbst), sind nicht auf Rosen gebettet. «Sobald wir unserer Natur treubleiben wollen, erfahren wir Widerstand, werden wir nicht mehr akzeptiert, ja sogar ausgeschlossen.» Konkrete Beispiele für Hinauswurf und Hinausekeln eigenwilliger Frauen, die die Liberalität einer Partei mit liberaler Programmatik auf die Probe stellten, sind in präziser Erinnerung. Die Thurgauer Kantonsrätin Ursula Brunner und die im Frühling Regierungsrätin gewordene Bernerin Leni Robert sind nicht mehr Mitglieder der FDP. Und wenn die Schwyzer Nationalrätin Elisabeth Blunschy-Steiner – etwa bei entwicklungspolitischen Entscheiden – ihrem sozialen Engagement abseits der Parteilinie treubleibt, kommt sie arg unter Druck der CVP-Parteiherrn.

Monique Bauer spricht sehr selbstverständlich von einer quasi natürlichen weiblichen Dissidenz im Machtapparat. «Frauen sind bis in die Zellen anders.» Sie räumt aber ein, dass auch Männer weibliche Eigenschaften aufweisen, dass die «weiblichen Werte» zuweilen auch von Männern verkörpert werden. Die Biologie stellt nicht automatisch alle Weichen entweder in Richtung einer rosa oder einer himmelblauen Existenzform. Persönlichkeitszüge entwickeln sich ja im Lauf eines kindlichen Bildungsprozesses, an dem Männer wie Frauen mitweben. Selbst Frauen, die anspruchsvolle, auf Männer zugeschnittene Ausbildungswege hinter sich haben und nie aus der Arbeitswelt ausgestiegen sind, erleben und beurteilen politische Anliegen und Notwendigkeiten oft anders als Männer. Die geschmähte «Gleichmacherei» hat nach Meinung fraufräulicher Beobachterinnen gottlob bislang nicht nachhaltig stattgefunden. Vielleicht, weil Frauen (noch) aus einem generationenalten Erfahrungsreservoir zehren. Auffällig ist immerhin, dass die selben (konservativen) Männer, die so heftig (und nicht zu unrecht) Gleichmacherei anprangern, mit den Andersartigkeiten ihrer politisierenden Parteischwestern viel Mühe bekunden. Vermutlich erfahren sie dieses Andersartige eben doch nicht als gleichwertig.

Weibliche Ansprüche mobilisieren männliche Gegenmacht

«Zunächst, 1971, konzentrierte sich viel zuviel Aufmerksamkeit auf uns», erinnert sich Hedi Lang. «In allen wichtigen Kommissionen wollte man wenigstens eine Frau auf den Präsentierteller setzen. Dass solche Bevorzungen eine Gegenreaktion provozieren, darf uns eigentlich nicht erstaunen.» Alma Bacciarini, die Tessiner alt Nationalrätin, der ihre freisinnigen Parteikollegen 1983 eine Wiederkandidatur gründlich vermiest haben, schildert diese Trendwende in anschaulicher Art: «Wie eine Vogelschar stürzen die Männer sich zu Beginn der Legislatur wieder auf die Plätze in bedeutenden Kommissionen.

Den weiblichen Fraktionsmitgliedern wird zugeteilt, was übrigbleibt. Dabei ist die politische Arbeit der Frauen im Durchschnitt besser; sie lesen die Akten genauer, diskutieren disziplinierter, stellen die Sache über persönliche Interessen und zersplittern ihre Kräfte weniger.» Es ist passiert, was aufgrund wissenschaftlicher Beobachtungen im Ausland zu erwarten war: Wenn die Männer merken, dass die Frauen nicht bloss dekorative Elemente sind, eröffnen sie den Konkurrenzkampf um die raren Plätze an der Sonne mit denselben Mitteln, die sie immer schon gegen Rivalen eingesetzt haben. Sie «mauern» genauso wie amerikanische Führungskräfte das tun, wenn der Frauenanteil im Management die Grenze von 10 bis 15 Prozent überschreitet.

Nach 1971 mussten die ersten Parlamentarierinnen zunächst merken, dass sie als Frauen eben manche Probleme anders angehen als Männer. Sie mussten ihr Selbstverständnis finden zwischen Integriertwerden (verknüpft mit dem Verzicht auf persönlich/weiblich Wichtiges) und Identität. Jede Einzelne musste sich da selbst durchbeissen, weil die wenigsten sich zuvor intensiv mit ihrem Frausein auseinandergesetzt hatten. Die traditionelle Diskussion um gleiche Rechte fand und findet auf einer andern Ebene statt. In ihrer Partei, versichert Monique Bauer, sei es völlig unmöglich, diese Problematik offen zu bereden. Sie lässt ihr Leiden spüren und plädiert doch entschieden für Treue zur weiblichen Weltsicht. «Frauen sind unabhängiger im Denken und Fühlen, weil sie nicht in den Filz von Wirtschaft, Verbänden und Militär eingewickelt sind. Ihnen kann ein politischer Gegner kaum in karriereschädigender Weise heimzahlen, wenn sie inkonform abstimmen.» Hedi Lang sieht das ähnlich: «Frauen werden von klein auf nicht auf äussere Erfolge getrimmt, so können sie es sich leisten, der inneren Stimme zu gehorchen. Ich bin in meine politischen Ämter stets hineingestolpert; nach Überwindung gewisser Selbstzweifel habe ich sie mit Freude ausgefüllt. Um den Preis der Selbstverleugnung hätte ich kein Regierungsamt angestrebt. Karriere an sich sagt mir nichts. Frauen mit gezielten Aspirationen sind die Ausnahme; nur wenige brauchen es, stets im Mittelpunkt zu stehen. Für Männer – so wie sie erzogen sind – ist die Verführung durch Machtzuwachs viel grösser. Darunter leidet eben das Rückgrat.» Selbstverständlich hat auch die Unabhängigkeit der Frauen ihre Grenzen. Wenn sie weiterhin auf den Wahllisten erscheinen wollen, müssen sie (wie dissidente Männer) das Konfliktpotential gut dosieren. Denn am Schluss nimmt eine Männermehrheit die Kandidatenkür vor. Leni Robert ist 1983 von ihren Parteikollegen aus der Liste getrickst worden; Nationalrätin wurde sie trotzdem – als Leitfigur einer freien Wählergruppe.

Kein Überfluss an schwesterlicher Solidarität

Haben die Parlamentarierinnen auf die männlichen Herausforderungen durch pfleglichen Umgang untereinander reagiert? Sicher gibt es Verbindendes über Parteigrenzen hinweg, aber Lebensumstände, Denken und Fühlen einer Anita Fetz (POCH) und einer Vreni Spörry (FDP) lassen vermutlich grössere Differenzen offen als zwischen Frau Spörry und ihrem Parteipräsi-

dentem Bruno Hunziker. Frausein allein genügt nicht, um generell schwesterliche Solidarität zu entwickeln. Hedi Lang resümiert ihre 12jährigen Erinnerungen im Bundeshaus: «Ab 1971 trafen wir Frauen uns jede Session einmal zu einem Arbeitslunch, an dem ein bestimmtes Thema zur Diskussion stand. Wie ich gehört habe, funktioniert das heute nicht mehr; einzelne wehren sich ausdrücklich gegen soviel Tuchfühlung. Vielleicht ist es einfacher, als 10köpfige denn als 25köpfige Minderheit zusammenzuspannen? Ich habe mich dafür eingesetzt, dass Frauen sich nicht auf Kosten einer Kollegin profilieren, dass man sich schont. Ich brachte es nie übers Herz, Fusstritte ans Schienbein einer Frau auszuteilen; bei Männern fiel mir ein scharfes Gegenvotum viel leichter.» Natürlich empfinden nicht alle Politfrauen so; es gibt auch ziemlich eiserne Ladies im Nationalrat, die ihren Mitschwestern nichts schenken. Hedi Lang meint, primär seien die Mandatsträgerinnen eben Parteimitglieder, erst sekundär weibliche Wesen. «Trotzdem zeigten sie gegenüber ihren Geschlechtsgenossinnen immer eine sensible Ader. Linke und bürgerliche Rätinnen haben häufig am selben Strick gezogen – etwa beim Einsatz zugunsten gleichen Krankenkassenprämien. Ich meine auch, dass Fortschritte im Kinds- und Familienrecht ohne das überparteiliche Zusammenwirken der Frauen nicht so zügig erreicht worden wären.»

Systematische Untersuchungen Aussenstehender – nachzulesen im Bericht der *Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen* über «Frauenpolitik» von 1984 – kommen zu betrüblicheren Resultaten. Die bürgerlichen Parteifrauen legen ein recht lockeres Verhältnis zu den klassischen Frauenpostulaten an den Tag; gegen die Mutterschaftsinitiative haben gerade auch weibliche Parlamentsmitglieder hart gekämpft. Überdies mindern die Politikerinnen ihr geringes Gewicht zusätzlich, indem sie sich typisch weiblichen Bereichen wie Soziales, Bildung und Konsum widmen, die in der männlichen Werthierarchie tief unten rangieren. Damit wahren sie Kompetenzgrenzen, was Argumentationssicherheit verleiht. Überdies entsprechen sie den Erwartungen ihrer Wählerinnen und Wähler. Aber sie müssen zusehen, wie ihnen Herzens-themen wie Ökologie flugs aus den Händen genommen werden, wenn diese plötzlich gesellschaftlich bedeutsam werden.

Hedi Langs subjektive Einschätzung weiblichen Wirkens im Bundeshaus ist zwar erfreulicher als die harten Fakten, zufrieden ist sie mit dem Erreichten trotzdem nicht. «Meine Erwartungen sind erst erfüllt, wenn 51 Prozent der Mandate von Frauen besetzt sind, so wie es dem Anteil in der Bevölkerung entspricht. Dann wird die weibliche Sicht der Welt, werden Fragen des Zusammenlebens, Umweltschutz und Benachteiligungen der Frauen usw. ihren angemessenen Stellenwert erhalten. Aber die Gefahr ist gross, dass dann die Frauensolidarität gar nicht mehr funktioniert. Immerhin nehme ich an, dass der politische Stil dann ein anderer ist. Mit weniger Ellenbogeneinsatz, weniger Orientierung am eigenen Vorteil, weniger Selbstgefälligkeit – dafür mehr sachlicher, hartnäckiger, hingebungsvoller Suche nach lebbareren Problemlösungen. Materielle Überlegungen würden hinter menschlicher Betroffenheit zurücktreten.»

Für und wider weibliche Gegenwelten

Weibliche Identität und Parteibindung einigermaßen harmonisch zu vermählen, war und ist ein Thema der Mandatsträgerinnen. Und wie steht es um die Fraufrauen in der feministischen Bewegung? Wie gehen sie mit der offiziellen Gremienpolitik um?

Über kurz oder lang – meist nach Abschluss der Ausbildung und dem Austritt aus entsprechenden Gesinnungsgruppen – stellte sich bei den Achtundsechzigerinnen die Frage nach einer neuen «Heimat» fürs Engagement in öffentlichen Belangen. Nicht wenige gründeten Familien, zogen sich auf Privates zurück oder konzentrierten sich auf (oft therapeutische) Selbstveränderung anstelle gesellschaftlicher Reformen. Wer bloss mitgelaufen war, wandte sich neuen Moden zu; andere schlossen sich humanitären Organisationen (Drittweltgruppen, Amnesty International, Ökogruppen, Friedensförderern) oder Bürgerinitiativen an. Parteien wie der Landesring und die FDP erhielten willkommenen weiblichen Zuzug. Weit stärker profitierten freilich die Linksparteien vom erwachten Politfeuer. Das hängt mit den Idealen der Achtundsechziger zusammen, die radikaldemokratische Gesellschaftsmodelle (Keine Herrschaft des Menschen über den Menschen!) und kulturelle Öffnung im linksliberalen Sinn auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Mit der SP-Programmatik konnten viele sich identifizieren. Überdies schien diese Partei auch in ihren Strukturen reformfähig. Eine Minderheit jüngerer Frauen hoffte sogar, die stalinistischen Tendenzen innerhalb der Partei der Arbeit zu durchbrechen.

Nicht wenige alt Achtundsechzigerinnen kamen allerdings zum Schluss, dass sozialistische Ideen zwar eine Neuordnung der Machtverhältnisse in Staat und Wirtschaft zum Ziel haben, den Bedürfnissen von Frauen aber bloss untergeordnete Bedeutung (als sogenannten «Nebenwiderspruch») zumessen. Die Hirnlastigkeit der theoretisierenden Gesellschaftsreformer machte sie «kopfscheu». Sie wollten konsequent von den eigenen Erfahrungen ausgehend politische Themen aufs Tapet bringen – etwa die Teilung der Erziehungsverantwortung zwischen Müttern und Vätern und die dafür nötige Öffnung der Arbeitswelt für neue Beschäftigungsformen. Diese Feministinnen suchten keinen Verschleiss in Wahlkämpfen und Abstimmungskampagnen, sondern die Realisierung eines neuen Rollenverständnisses. Hierarchische Organisationen und die Delegation von Verantwortung an Vorstände sind ihnen suspekt; jede Frau definiert sich als Expertin ihrer eigenen Situation und vertritt sich selbst direkt in der politischen Arbeit. Konsequenz dieser Auffassung ist die (bereits skizzierte) Schaffung eines Netzes von Treffpunkten und Arbeitsgruppen. Für diese Fraufrauen ist Politik nicht nur eine Frage bestimmter Ziele, sondern gleichwertig auch eine des Weges. Sich bei der Suche nach neuen Realitäten gemeinsam verändern, besseren Umgang pflegen, ist ihnen ebenso wichtig wie eine gelungene Aktion in der Öffentlichkeit. Dabei erachteten sie das «Paktieren mit den Männern» als störend. Manchmal sparten sie nicht mit Verachtung für erfolgreiche Parteifrauen, die

sie nahe am Verrat an der hohen Sache wähten. Den Frauenkongress in Bern zur Feier des «Jahres der Frau» 1975 boykottierten sie unter anderem aus Misstrauen gegenüber dem Motto «Partnerschaft». Sie warfen den Organisatorinnen vor, nicht zu merken, dass die Frauen im Partnerschaftsmodell als gesellschaftlich Schwächere immer wieder untergebuttert werden. Dabei kassierten die bürgerlichen Parteifrauen stets deutlich weniger Kritik als die linken. FDP, SVP, aber auch die CVP fielen für die Feministinnen der ersten Generation als Nährboden für Fraufragen praktisch ausser Betracht. Und weil der selbe Frauentyp im Jackettkleid auch im BSF den Ton angab, war auch dieser grosse Frauenverband rasch einmal abgeschrieben.

Die Abgrenzung zwischen «echten» Feministinnen und den linken Parteifrauen mit fraufräulichem Herzschlag, setzte dagegen epische Diskussionen in Gang. Zu definitiven Scheidungen kam es nicht, wahrscheinlich hat ein gesunder Schuss helvetischen Pragmatismus Brüche verhindert. Wie bei andern gesellschaftlichen Themen gibt es auch auf die Frage «Rückzug in Nischen ja oder nein» keine einzig richtige Antwort, sondern mehrere teilrichtige Wege. Doch bei kämpferisch Engagierten ist Toleranz meist nicht die hervorstechendste Eigenschaft. Häufig werden eigene Strategien durch die Abwertung anderer gerechtfertigt. Jahrelang dauerten zum Beispiel innerhalb der SP die Auseinandersetzungen um Auflösung oder Beibehaltung der spezifischen Frauenorganisation. Die hitzigen Neuzuzügerinnen forderten Gleichberechtigung mit den Männern und deshalb hundertprozentigen Einbezug der Frauenanliegen direkt in jede Sachdiskussion. Sie fürchteten das geringe politische Gewicht von Frauengruppenresolutionen und vermuteten sich nur im gemischtgeschlechtlichen Kreis für voll genommen. Viele ältere Genossinnen zogen das Politisieren unter ihresgleichen vor, erlebten die Frauenversammlungen quasi als Übungsfeld vor dem Einstieg in die «ernsten» Geschäfte. Mittlerweile herrscht Ruhe auf diesem Debattierfeld; die Frauengruppen leben (auch in anderen Parteien, die sich mit der Frage konfrontiert sahen) weiter und werden zum Teil auch von Feministinnen als Reservat von Frauenkultur gelobt.

In den siebziger Jahren wuchs aus regionalen «Progressiven Organisationen» die POCH zur schweizerischen Partei heran. Von Anfang an arbeiteten in ihren Reihen viele radikale Fraufragen mit. Enge personelle Verknüpfungen charakterisieren die Nähe zwischen POCH und der OFRA, der «Organisation für die Sache der Frau»; zur organisatorischen Verschmelzung kam es nie. Die OFRA fand auch ausserhalb der POCH Anklang. Mittlerweile haben Frauen der SAP (Sozialistische Arbeiterpartei) an Einfluss innerhalb der OFRA gewonnen, was eine stärkere Abschottung nach aussen zur Folge hat; es gibt interne Spannungen. Vielleicht deshalb weigerte sich das Sekretariat, uns Mitgliederzahlen zu nennen. . . Bis heute weist die POCH im Reigen der im Bundeshaus vertretenen Parteien den grössten weiblichen Anteil auf: 37 Prozent sind es nach Auskunft von Thomas Heilmann im Parteisekretariat. POCH-Mandatsträgerinnen wie die frühere Nationalrätin Ruth Mascarin oder die Zürcher Kantonsrätin Zita Küng haben sich von Anfang an auf

zwei politischen Schienen bewegt. Sie arbeiteten in Partei und Parlament, blieben aber gleichzeitig in einer feministischen Gruppe aktiv. Was unweigerlich zu Zeitnot und an den Rand der Überlastung führt. Ob es ein Vor- oder ein Nachteil ist, wenn Pöchlerinnen ihre Mandate deshalb nach gewisser Zeit weitergeben, ist hier nicht zu entscheiden. Vom Resultat her gibt das Konzept der doppelten Verwurzelung im Institutionellen und in der Bewegung diesen Frauen recht: In keiner Partei erscheinen Frauenanliegen öfter auf den internen Traktandenlisten und keine produziert mehr und weiterreichende parlamentarische Vorstösse zugunsten der weiblichen Bevölkerung. Anita Fetz hat anfangs 1986 im Nationalrat ein umfassendes Antidiskriminierungsgesetz verlangt. Das hiesse: Sämtliche Bestimmungen im zivilen und öffentlichen Recht der Schweiz, die direkt oder indirekt den weiblichen Einwohnerteil hintersetzen, müssten revidiert werden. Eine 1985 publizierte Studie des Eidgenössischen Justizdepartements liefert dazu alles wichtige Material. Weil die POCH nicht bloss (bei den Volksvertretern wenig willkommene) Forderungen an die Adresse anderer formulieren, sondern auch vor der eigenen Tür wischen will, beschloss sie am 15. Juni 1986, 60 Prozent der Parteileitungsämter für Frauen zu reservieren. Warum 60 Prozent? Die Frage ging an Zita Küng. Ihre Antwort: «Wir wollen eine Mehrheit. Wenn bloss die Hälfte der Anwesenden Frauen sind, werden sie rasch wieder von den durchsetzungsfähigeren Männern dominiert.»

Zwei Lokomotiven

Thanh-Huyen Ballmer-Cao beobachtet seit Jahren die politisch aktiven Schweizerinnen. Sie formuliert eine Bilanz der Veränderungen seit 1971. «Die Frauen wirken als Triebkraft für die Suche nach neuen Lebensweisen. Aber die Bewegung hat es in den achtziger Jahren schwerer als früher. Die Skepsis gegenüber individualistischen Emanzipationswünschen ist gewachsen. Es gilt jetzt, Antworten zu finden auf die Frage nach dem Ausgleich zwischen Selbstverwirklichungsidealen und gemeinschaftlichen Zielen. Heute wird eine Vielzahl weiblicher Lebensmuster realisiert, «Emanzipation» wird ganz unterschiedlich definiert und das ist richtig so. Aber die Vielfalt zersplittert die Bewegung, auch wenn zahlenmässig mehr Frauen ihre Rolle neu gestalten möchten. Jede Politikerin, die sich in den Kleinkram parlamentarischer Arbeit vertieft, verliert an Radikalität. Sie lernt Kompromisse schliessen. Diese Integration schwächt die Innovationskraft; doch das sollte uns nicht traurig stimmen, solange die Frauenpostulate schrittweise realisiert werden, solange der Prozess nicht zum Stillstand kommt.»

Ein Vergleich zwischen den Traktandenlisten von kantonalen und eidgenössischen Parlamenten einerseits und den Aktivitäten der feministischen Bewegungsgruppen andererseits zeigt deutlich, dass der fahrende Zug zwei Lokomotiven hat. Die radikalen Fraufrauen eilen weit voraus; sie haben es zum Beispiel schon 1970 als Zumutung empfunden, beim Eheschluss den Namen wechseln zu müssen. Die kürzlich beschlossene Revision des Ehe-

rechts hat den Heiratswilligen die Wahlfreiheit punkto Namen nicht gebracht. Es hiess, solche Postulate hätten den Karren definitiv überladen. Themen wie legaler Schwangerschaftsabbruch, Vergewaltigung in der Ehe, Eigenständigkeit jeder Frau im System der materiellen Altersvorsorge usw. sind Gebäck aus feministischen Küchen, das lange ausgestellt und immer wieder gedreht und gewendet wird, bis es schliesslich in den Händen der Parlamentarierinnen landet. Oft erreichen bloss Bruchstücke und Brösel dieses Ziel. Was die «Avantgarde» – oft ausbildungsmässig privilegierte Frauen, die nicht die Lebensform des Durchschnitts gewählt haben und sich materiell bescheiden betten – aufs Tapet bringt, schockiert in Inhalt und Form manchmal auch nicht ganz vernagelte Männer und viele Frauen, die sich in ihrer herkömmlichen Haut ganz wohl fühlen. Erst wenn die Ideen durchgegoren sind, greifen die Parteifrauen sie allmählich und ausschnittsweise auf. Mit ihnen können viele Bürgerinnen sich einigermaßen identifizieren. Sie fallen nicht aus dem Rahmen, auch in ihrem Privatleben nicht – nach solchen Gesichtspunkten wurden sie ja auch ausgesiebt und zur Wahl vorgeschlagen. Die Mandatsträgerinnen (ganz besonders im linken Spektrum) übernehmen die Funktion einer zweiten Lokomotive. Sie sitzen neben der Macht, übersetzen die ursprünglich radikalen Forderungen in Alltagssprache und verschiedene Dialekte und formen sie um für den Gebrauch von ländlichen, älteren, vorsichtigen und weniger reformlustigen Bevölkerungsgruppen. Ohne diese Übersetzerinnen bekämen die bewegten Feministinnen kaum Boden unter die Füsse. Ohne diese Feministinnen wären die Übersetzerinnen wohl «männlicher» in ihrem Politisieren und noch stärker von andern Themen vereinnahmt. Hedi Lang macht auch auf die wichtige parteiinterne Rolle dieser Übersetzerinnen aufmerksam: «Sie definieren Partei- und Wahlprogramme mit und verleihen damit den Frauenpostulaten entsprechendes Gewicht.»

Die erste Lokomotive, die Frauenbewegung, gilt zurzeit nicht als stark; «Feministin» wird als verächtliches Etikett gebraucht. Viele Männer halten sich die Ohren zu, wenn eine von ihnen das Wort ergreift. Auf Strassen und Plätzen begegnet man den bewegten Fraufragen selten, doch Insiderinnen wie die «Frauezeitig»-Schreiberinnen liefern bereitwillig Hinweise auf verschiedenste Brennpunkte: In den Kirchen melden die Frauen ihre Ansprüche an, Veranstaltungen über feministische Wissenschaft finden soviel Zulauf, dass nur die grossen Vorlesungssäle dem Ansturm genügen. In der E- wie in der U-Musik sind die Frauen wirksam organisiert. In Elternvereinen, der Ökobewegung, im Widerstand gegen die Atomenergie, in Quartierinitiativen, in den Hilfswerken usw. engagieren sich Fraufragen in grosser Zahl. Nicht zu reden von den eigentlichen feministischen Projekten wie Beratungsstellen usw. Wer Lust hat, kann neue Formen politischer Sammlung erleben: die Weiberräte. Der Zürcher Wyberrat wurde (nach einer Probephase) im Februar 1985, der Berner im September des selben Jahres, der Basler im Mai 1986 gegründet.

Wie funktioniert ein Weiberrat? Wie wird frau Rätin? Indem sie in Zürich zum Beispiel am ersten Mittwoch des Monats einfach hingeht. Sie braucht

weder Beitrittsformulare auszufüllen, noch Beiträge zu zahlen, noch Wählerinnen im Rücken zu haben. Sie mischt sich einfach neugierig in die bunte Schar von 50, 60 oder vielleicht 100 Frauen, die sich in offener Debatte einem Thema widmen, das am Schluss des vorhergehenden Weiberrates festgelegt wurde. Christine Goll, gelernte Lehrerin und heute in einem Arbeitslosentreffpunkt tätig, gehört zu den Gründerinnen des Zürcher Wyberrats. «Wir verstehen uns als offenes Forum, in dem nicht auf Konsens hin diskutiert wird. Die ganze Vielfalt weiblicher Überzeugungen und Optionen kann sich hier zur Geltung bringen. Wenn eine Initiative, eine Idee, etwa im Zusammenhang mit der Einmischung in Wahlen im Rat vorgestellt wird, kann über Sinn und Zweck Streit entstehen, es können harte Worte fallen, zum Schluss unterstützen eben diejenigen die Aktion oder weitere Diskussionen, welche überzeugt worden sind. Es machen Frauen an unseren Sitzungen mit, die bereits organisiert sind, vielleicht im Gemeinderat sitzen, aber auch andere. Wir wollen etwas tun gegen die Vereinsamung der Einzelkämpferinnen, wollen die vielen Grüppchen vernetzen. Im Wyberrat treffen sich Frauen, die nicht in der schweigenden Mehrheit verstummen und die Politik nicht an Gremien und Parteien delegieren wollen. Es geht uns darum, Öffentlichkeit herzustellen über unterschiedliche Frauenanliegen und Utopien für künftige Lebensgestaltungen zu entwickeln. Innerhalb des Rates sind Gruppen am Werk, die längerfristig ein bestimmtes Thema beackern. Zum Beispiel «Frauen – macht! – Politik»; das schafft Kontinuität in der Unverbindlichkeit.»

Christine Goll freundet sich mit der Hypothese eines Zuges mit zwei Lokomotiven rasch an. «Natürlich suchen wir Einfluss auf die politischen Entscheide, auch wenn viele von uns sich nicht selbst in den männlichen Parteiläusen flachschieben wollen. Wenn unsere Ideen und Forderungen in der institutionellen Politik debattiert werden, kommt das einer Megaphonwirkung gleich. Bei den letzten Zürcher Wahlen haben wir ernsthaft in Betracht gezogen, eine Frauenliste aufzustellen und die Gewählten dann konsequent zu begleiten. Das hat nicht geklappt, vielleicht war die Bewegung noch nicht reif dazu. Doch wir studieren bereits intensiv am nächsten Wahljahr herum.»

Im Wyberrat im Zürcher Kanzleizentrum begegnet frau Frauen zwischen vielleicht 20 und 50 Jahren, ruhigen und aktiven, grauhaarigen und bunt gefärbten, militanten und in sich gekehrten, linken, grünen und ideologisch nicht festgelegten. Auffällig ist die Zwanglosigkeit, das aufmerksame Zuhören, das häufige Gelächter. Ob es den Weiberräten gelingt, auch Frauen aus bürgerlichen Parteien oder gar der Frauenzentrale und des BSF anzuziehen, um die enge und rasche Verbindung zwischen den beiden Lokomotiven sicherzustellen? Christine Goll zeigt sich optimistisch. «Unsere Zürcher Informationsbroschüre war innert vier Monaten ausverkauft – bei einer Auflage von 1000 Stück. Die Bestellungen kamen keineswegs nur aus der Alternativszene. Auch bürgerliche Frauen sehen und erleben ja Unterdrückungsmechanismen. Irgendwann erwachen auch sie. . .»

Die neueste Generation der Frauenbewegung – Chris Goll ist noch nicht 30 – gibt sich sehr undogmatisch, sucht befruchtende Kontakte und Synergieeff-

fekte in allen Himmelsrichtungen. «Ich unterstütze gern alle Frauen, die sich in männerbeherrschten Domänen engagieren – vorausgesetzt in diesen Domänen sind Veränderungen überhaupt möglich. Der Armee zum Beispiel gebe ich da keine Chance.»

Frauen zwischen Feminismus und Parteipolitik

Die individuellen Mischmuster der Engagierten sind bunt und vielfältig. Zita Küng bring Bewegung und Gremienpolitik unter einen Hut. Hedi Lang fühlt sich primär als Gewerkschafterin und SP-Frau, hat aber sehr offene Augen für weibliche Benachteiligungen. Chris Goll animiert die Frauenszene und kümmert sich gleichzeitig um Brücken zu bewegungsfernen Frauen, die sie zur Teilhabe an feministischer Kultur einlädt. Monique Bauer erlebt sich im Ständerat als Frau mit Verantwortung für den Zustand der Schweiz, fürs «Raumschiff» Erde – in zweiter Linie ist sie auch Parteifrau. Lili Nabholz-Haidegger, die freisinnige Präsidentin der Eidgenössischen Frauenkommission und Zürcher Rechtsanwältin, charakterisiert sich vor allem als Politikerin, die Mittel und Möglichkeiten der Demokratie für die Sache der Frauen einsetzen will. Damit stösst sie innerhalb ihrer Partei aber oft auf Widerstände und Unverständnis. «Meine Ziele beschränken sich nicht darauf, diskriminierende Gesetzesartikel zu ersetzen und mehr Frauen in Machtpositionen zu hieven. Es geht mir – wie Dorothee Sölle es formuliert hat – nicht um eine Neuverteilung des patriarchalischen Machtkuchens, sondern darum, neue Kuchen zu backen, die Männern und Frauen andere Voraussetzungen zur Realisierung neuer Lebensformen und stimmigerer Rollen bieten. Dass Frauen ihre Männerseite und Männer ihre Frauenseite gemäss inneren Gesetzen im Alltag realisieren können. Ich suche eine ganzheitlichere Sicht der Lebensrealität.» Sie bedauert, dass bisher kaum Fraufragen politisches Gewicht erlangt haben, sondern solche, die ganz gut ins Muster der mannsmännlichen Politiker passen. «Es ist eben unheimlich schwierig, eine eigene Linie persönlicher Überzeugung durchzuhalten und sich damit immer wieder allein in den Regen zu stellen, Niederlage um Niederlage einzustecken und dabei natürlich nichts zu bewirken. Viele Frauen passen sich an, um auch einmal Applaus zu ernten und akzeptiert zu werden. Das kann man ihnen nicht verargen. Männer erwerben politisches Prestige vor allem aufgrund von Positionen und Beziehungen, durch ihre berufliche Stellung, Verbandsfunktionen, militärischen Grad, Verwaltungsratsmandate usw. Frauen haben bloss ganz ausnahmsweise solche Machtpotentiale im Rücken; das macht sie verletzbarer. Ich empfinde es als Teufelskreis: Frau steigt in die politischen Institutionen ein, aber um das Sprungbrett zu erklimmen, das nachhaltigen Einfluss verheisst, muss sie einiges von ihrer Identität abstreifen. Je länger der Weg, desto mehr Häute verliert sie – und schliesslich passt sie als normiertes Wesen ins Schema und verändert gar nichts mehr. Im Handeln und Argumentieren unterscheidet sie sich nicht mehr von den Männern.» Konsequenz daraus: Brillante Einzelkar-

rieren im öffentlichen Bereich bringen der Frauenbewegung wenig – ausser vielleicht die Aufmunterung für heranwachsende Frauen, die eigenen Ambitionen nicht im vornherein auf Sparflamme zu kochen. Lili Nabholz präzisiert: «Diese Sololäuferinnen brauchen eine stützende Basis. Optimal finde ich natürlich, wenn auf allen Etagen Frauen sitzen und die Dame an der Spitze mit Wesen ihrer Gattung zusammenspannen kann. Wer auf dem Podest steht, sollte über einen Tank Gleichgesinnter verfügen, den sie oder er nach Bedarf anzapfen kann. Für Männer ist das eine Selbstverständlichkeit. So komme ich zum Schluss, dass Frauen eben auf allen Ebenen in Politik und Verwaltung einsteigen müssen, damit es vorwärtsgehen kann mit dem Backen neuer Kuchen.»

Hedi Lang leitet als Justizdirektorin ein ausgesprochenes Männerdepartement. «Oft fühle ich mich tatsächlich allein. Die Arbeitslast entfremdet mich ja rein zeitlich von meinen Freunden. Trotzdem bin ich nicht einsam. Das Gefühl, ins Wetzikoner Dorfleben eingebettet zu sein, gibt mir Kraft. Als Frau erlebe ich viel mehr spontane Kontakte als meine männlichen Kollegen; das Volk empfindet mich einfache Frau mehr als eine der seinen.»

Damit ist das Stichwort «Netzwerke» angetippt. Es taucht in Gesprächen öffentlich tätiger Frauen immer wieder auf. Um nicht ewig den in Filz gewickelten Männern nachzuhinken, denken viele Frauen ans Graben von Beziehungskanälen, die den Informationsaustausch erleichtern und Türen öffnen. Hedi Lang meint: «Neuschöpfungen sind kaum nötig. Es gibt die starken konfessionellen Verbände, die «Berufs- und Geschäftsfrauen» nach dem Rotariermuster, Zontaclub, Lyceumclub, die Soroptimistes. Berufsfrauen, die in solchen Kreisen mitmachen wollen, finden zweifellos Anschluss. Dass diese Organisationen nicht so erfolgreich wie die Männerbünde funktionieren, liegt an den Mitmacherinnen. Sie sind eben nicht karriereorientiert und beuten ihre sozialen Beziehungen nicht für den individuellen Aufstieg aus.» Lili Nabholz plädiert auch nicht fürs Knüpfen neuer Netze, aber für die Aktivierung bestehender Organisationen. «Frauen müssen endlich lernen, wie Mann es macht. Der BSF zum Beispiel mit seiner knappen halben Million Beteiligten ist doch ein Riese – leider ein schlafender. Wenn dieser Dachverband sein Potential gezielt nutzen würde, könnte die Frauenszene sich doch prächtig entfalten!» Ihr schwebt die Entwicklung einer Frauen-Datenbank vor. Damit das Lamento über mangelnde Frauentalente endlich gestoppt werden kann.

Lili Nabholz hat nichts gegen das Konzept vom Zug mit zwei Lokomotiven einzuwenden. Ihr Wunsch wäre allerdings, dass mehr Frauen auf der zweiten Lokomotive Platz suchen. «Natürlich ist die Politik nichts für Ungeduldige. Wer eine Kosten/Nutzenrechnung aufstellt, sieht rasch, dass es um die parlamentarische Effizienz nicht gut steht. Das erhöht die Attraktivität der beweglichen und bewegten kleinen Zirkel und Pressure-groups. Je deutlicher die Legitimationskrise der offiziellen Politik, desto ausgeprägter gehen die themenzentrierten, nichtetablierten Gruppen auf Distanz. Das heisst letztlich aber Stagnation oder gar Rückschritt, weil ohne Segen der Gremien oder gar

der Stimmbürger punkto Strukturen alles beim alten bleibt. Ich sehe ein, dass wir die feministischen Nischen brauchen, sozusagen als Reservoirs, um die Fraufrauen in der Politmaschinerie immer wieder in ihrer Identität zu stärken. Aber auch die überzeugten Nischenfrauen müssen ihren Part im öffentlichen Konzert übernehmen.»

Welche Art Frauen hat es eigentlich in der Männerwelt der Politik am schwierigsten? Dem Vernehmen nach am ehesten akzeptiert wird die «Mutter»; mässigen Widerstand erweckt die hart argumentierende kühle Lady mit männlichen Allüren. Ins Abseits geschoben und abgewertet sieht sich die «Emanze» (welch böses gemeintes Männerwort!). Mit schlimmsten Kommentaren aber wird die kompetente, kluge Frau mit ausgeprägt erotischer Ausstrahlung bedacht, die auf verschiedenen Ebenen Erfolg anpeilt. Vermutlich suchen viele Männer im Kontakt mit diesen weiblichen Wesen entschieden Distanz, weil sowohl Rivalität auf intellektueller Ebene als auch die Gefahr der «Verführung» sie bedrohen und soviel Angst auslösen, dass aggressive Reaktionen die Folge sind.

Lili Nabholz hält nach intensiver Diskussion plötzlich inne. «Wir sprechen zuviel von den Widerständen, von den zermürend kleinen Fortschritten im politischen Stil, von ungelösten Sachfragen, die Frauen wichtig sind – etwa Schwangerschaftsabbruch, Lohngleichheit, Schutz der Mutterschaft, sorglicher Umgang mit der Natur, Frieden. Wichtiger scheint mir aber, die Mechanismen zu untersuchen, welche grossartigen Fraufrauen die Möglichkeit eröffnen, sich in Parteien und Medien Gehör zu verschaffen. Es gibt ja solche Blüten. Welche Ideale verkörpern sie? Lieber als lamentieren möchte ich Ermutigungsstrategien skizzieren für politisch Interessierte, die ihr Frausein nicht in der Schublade vergraben. Im Ausland war es die Regel, dass nach Einführung des Frauenstimmrechts zunächst ein weiblicher Durchbruch gelang, dass danach aber die Beteiligung der Frauen in den Parlamenten auf rund 10 Prozent absackte. Nicht so in der Schweiz. Das Anfangsniveau wurde bei uns nie unterschritten. Der Frauenanteil unter den Mandatsträgern ist sogar leicht gestiegen.»

Literatur

Ballmer-Cao, Thanh-Huyen. L'élite politique féminine en Suisse. Informations préliminaires sur un projet de recherche. In: «Frauenfragen» Nr. 2. Herausgegeben von der Eidg. Kommission für Frauenfragen. Bern 1986.

Deutsche UNESCO-Kommission. Der vergeudete Reichtum. Über die Partizipation von Frauen im öffentlichen Leben. Bonn 1983.

Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (Hrsg.). Die Stellung der Frau in der Schweiz. Teil IV: Frauenpolitik. Bern 1984.

Frutiger, Andreas. Les commissions extra-parlementaires de la Confédération en 1978. Cahiers de l'IDHEAP, no9. Lausanne 1983.

Germann, Raimund E. Experts et commissions de la Confédération. Lausanne 1985.

- Longchamp, Claude. Männer und Frauen an den Urnen – Material zu einer neuen Konfliktlinie bei eidgenössischen Abstimmungen. In: «Frauenfragen» Nr. 1. Herausgegeben von der Eidg. Kommission für Frauenfragen. Bern 1986.
- Mies, Maria. Autonome Frauenbewegung und die Organisationsfrage. In: Dokumentation des Kongresses «Autonome Frauenbewegung und die Organisationsfrage». Köln 1982.
- Richards, Janet Radcliffe. Welche Ziele der Frauenbewegung sind feministisch? In: Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Hrsg. von Luise F. Pusch. Frankfurt a. M. 1983.
- Schaeffer-Hegel, Barbara (Hrsg.). Frauen und Macht. Der alltägliche Beitrag der Frauen zur Politik des Patriarchats. Berlin 1984.
- Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V. (Hrsg.). Unser Staat? Heft 13 der «Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis.» Köln 1985.
- Von Roten, Iris. Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau. Bern 1958.
- Werner, Vera; Bernardoni, Claudia. Die Bedeutung des beruflichen Aufstiegs von Frauen für den gesellschaftlichen Wandel am Ende des 20. Jahrhunderts. Herausgegeben von der Deutschen UNESCO-Kommission. Bonn 1986.
- Wyberrat Züri. Eine Dokumentation von ♀-Gruppen, ♀-Organisationen, ♀-Projekten. Zürich 1985.

